

*Sabine Ruprecht*

## **Schwestern und Mitbewohner des Diakonissenmutterhauses Ariel und Zöcklersche Anstalten in Göttingen-Weende**

12. 02. 2020

Von **1980 bis 1987** arbeitete ich als Pastorin im Weender Krankenhaus in Göttingen-Weende, zur Unterstützung meines Kollegen Hans-Martin Brandt, dazu seit 1984 im Krankenhaus Neu-Mariahilf, und ich war auch als Seelsorgerin bei den Diakonissen. Was die Diakonissen und die Mitbewohnerinnen der beiden Diakonissenhäuser, die Zöcklerschen Anstalten aus Stanislaw/Polen und aus dem Mutterhaus Ariel aus Wolfshagen mir erzählten, habe ich nach den Besuchen aufgezeichnet. Es kann sein, dass ich manche Ortsnamen nicht mehr richtig in Erinnerung behalten habe.

Als ich von **1987 bis 1994** im Katholischen Krankenhaus Neu-Mariahilf und im Evangelischen Krankenhaus Neu-Bethlehem arbeitete, war meine Arbeitszeit auf eine halbe Stelle gekürzt worden. Das ermöglichte mir, die Kontakte zu den Diakonissen weiter zu pflegen. Wegen meiner zunehmenden Sehschwäche und Erblindung war es mir erst in der letzten Zeit möglich mit freundlicher Hilfe meine Notizen abschreiben zu lassen. Ich danke meinen Helferinnen (Annette Vorbrüggen und Lydia Köbele) für ihre Mitarbeit.

Sabine Ruprecht

### **Schwester Milly (Emilie Harlos 1. 2. 1897 – 3. 1. 1991)**

hatte in Stanislaw die Pflegeleitung über ein Pflegeheim. Sie erbat von der Stadt einen Zuschuss, um einen Aufenthaltsraum für die Ärzte einzurichten, besorgte Polster, legte ein grünes Tuch darauf und machte einen Wandvorhang. Die Ärzte hielten sich dort gerne nach dem Essen auf. An die Wand machte sie einen Spruch: „Gelobt sei der Herr, täglich, ja täglich. Gott legt uns eine Last auf aber er hilft uns auch!“ Diesen Spruch schrieb ihr ein Arzt jetzt aus der Erinnerung. der von ihrer Blinddarm-OP gehört hatte.

Zuhause in Stanislaw war sie Gemeindegewesener. Die Ärzte schickten sie oft zu den „Höheren“ im Ort, einmal war es ein 32-jähriger Jurist. Es war gerade ein ärztliches Konsilium, als sie zum Kranken kam. Der fing plötzlich an zu lachen. Die Ärzte drehten sich um. „Das ist mein schwäbischer Arzt!“ sagte der Patient. Die Deutschen dort wurden „die Schwaben“ genannt. Ein junger Arzt bekam oft Schelte. Den nahm Schwester Milly dann danach beiseite und munterte ihn mit einem Glas Eierlikör auf. Die alten Frauen wollten gerne Kartoffelpuffer essen. Schwester Milly ließ zu, dass sie sich diese auf dem kleinen Kanonenöfchen brutzelten. Sie sollten nur die Fenster öffnen.

4. 2. 1987

Nach ihrem 90. Geburtstag erzählte sie noch mehr: Ihre Vorfahren stammen aus Schwaben, die Mutter aus einer Familie, die aus Hessen stammt. Ihre Brüder waren zum Studium in Pils in Schlesien. Eine Tante erzählte von Diakonissen. Milly sie bewarb sich als 14-Jährige und wurde abgewiesen - man würde nur Ältere nehmen.

Dann war ihr Haus abgebrannt. Der Vater war Soldat, er kam zurück und baute ihnen eine Notunterkunft. Es war sehr eng dort. Sie ging mit dem Bruder zum Pfarrer, der wohnte ein ganzes Stück entfernt. Der war auch gerade unterwegs und überholte sie mit seinem Pferdewagen. Der Bruder trug ihm ihr Anliegen vor: „Meine Schwester will Schwester werden.“

Der Bruder wohnte in einem noch stehengebliebenen Teil des Hauses. Das hatte er sich zurecht gemacht. Sie ging zu ihm und sagte ihm, dass sie von zu Hause weg wollte. Er gab ihr 100 Mark, das war damals viel Geld. Dann ging sie nach Stanislau. Die dortige Oberin hat ihr sehr großen Eindruck gemacht. Sie muss eine Ausstrahlung auf die Schwestern gehabt haben, aber das Gehorchen wäre ihr manchmal sehr schwer geworden. Sie (M. ) habe als Gemeindegewesener gearbeitet. Wenn sie dann müde von Nachteinsätzen zurückgekehrt sei, habe die Oberin ihr neue Anweisungen gegeben. Einmal wäre sie ein Stück hinter Milly hergegangen. Sie habe Milly zugerufen: „Bis in die Beine sieht man, dass du nicht gerne dahin gehst. Man sieht es den Muskeln an, dass ein Widerwille dagegen da ist.“

Schwester Milly erzählt, sie habe kein Berufungserlebnis oder irgendein Erlebnis, dass sie diesen Entschluss gefasst habe, Diakonisse zu werden. Es waren einfach die Verhältnisse, die sie in diese Richtung gewiesen haben. Einmal habe sie beim Pfarrer eine Diakonisse gesehen. Das Kleid habe ihr gefallen. 26. 2. 1988

### **Schwester Lotte (Lotte Heinrich 27. 2. 1915-10. 10. 2000)**

Heute, an ihrem 73. Geburtstag, erzählte sie mir: Sie stammt aus einem kleinen Ort zwischen Posen und Landsberg. Sie kam am Sonntag vor Totensonntag 1938 nach Wolfshagen. Ein Jahr war sie dort „in Zivil“, dann kam sie nach Bromberg mit Schwester Ida, wo Schwester Lotti Manz Oberschwester war. In Lötzen machte sie im Mutterhaus eine dreijährige Ausbildung als Säugling- und Kinderschwester.

Am 31. 8. 1939 wurde sie als Diakonisse eingesegnet, zusammen mit Schwester Paula. An diesem Tag war der Geburtstag der Oberin. Abends wurde fröhlich gefeiert, Gesellschaftsspiele, manchmal auch getanzt. Als Schwester Lotte in Schwester Paulas Zimmer kam, um sie abzuholen, lag Schwester Paula im Bett. Sie wollte nicht mehr aufstehen. Es war ein sehr heißer Tag gewesen. Die Kleider der Diakonissen waren aus schwerem Stoff angefertigt worden und ganz mit Taft gefüttert. Schwester Paula sagte: „Ich bin froh, dass ich die Klunken nicht mehr an habe. Ich gehe nicht runter!“

Die Flucht von Bromberg begann im Jan/feb 1945 mit einem Bus mit Anhänger. In Landsberg war die erste Station. Eine „braune“ Schwester wies ihnen einen Platz in einem Gasthaus an, das als Flüchtlingslager diente, auf der Erde. Schwester Lotti weinte, Schwester Lotte fing auch fast an. Schwester Ida gab ihr einen Schubs und sagte: „Jetzt heul nicht auch noch du!“ Schließlich bekamen sie ein kleines Zimmer. Schwester Lotte organisierte immer Lebensmittel bis hin zu Brennholz, Milchpulver hatte sie zum Glück noch mitgenommen. Die Kinder kamen zuerst nach Hameln und dann in Richtung Einbeck, wo einige adoptiert wurden oder in Pflegefamilien kamen. Einige waren unterwegs an Keuchhusten und Diphtherie gestorben.

Urlaub gab es kaum. einmal war Schwester Clara, die die Landwirtschaft betrieb, in den Urlaub gefahren. Schwester Leni Zöckler war damals Oberin. Sie ließ Schwester Lotte rufen und sagte ihr, sie solle die Oberaufsicht übernehmen. Schwester Lotte sei doch aus der Landwirtschaft. Die wehrte sich erschrocken. Zu Hause hätte doch der Vater alles gemacht, sie selbst nicht. Aber der Oberin konnte man nicht widersprechen. So arbeitete sie in der Landwirtschaft für vier Wochen. Die Oberin hatte gesagt: Schwester Lotte könne gut mit den Männern umgehen und sie anleiten, das habe Schwester Clara gesagt.

Einmal hatte ein Pferd nachts eine schlimme Kolik. Sie weckte den jüdischen Jungen Isi, der dort wohnte. Der wollte nicht aufstehen. So haben Lotte und Paula das Pferd ein paar Stunden bewegt, dann löste sich die Kolik.

### **Schwester Anna (Anna Pajewski 26. 4. 1916 - 14. 11. 2006)**

stammt aus Ostpreußen. Sie wurde als Diakonisse ausgebildet im Diakonissenmutterhaus Lötzen. Dort hatte sie einen strengen, choleralen Chef im OP. Eines Tages warf er ihr den Hammer nach. Dann rief er: „Heben Sie den Hammer auf!“ Sie kochte in Ruhe das komplizierte Medikament und danach ging sie erst den Hammer holen. Ihm tat es leid, nachher sagte er: „Schwester Annchen, machen sie mir bitte den obersten Knopf auf.“ Auch zu einem Arztbesuch auf einer Försterei hat er sie einmal mitgenommen. Einmal hatte sie Nachtdienst und hatte ein Klingeln nicht richtig gehört. Als sie dann schlafen gegangen war, wurde sie gerufen: Sie sollte zum Chef, weil sie den Besucher nicht eingelassen habe. Als der Chef sah, dass sie es war, sagte er lachend: „Ach, Sie waren es! Gehen Sie wieder zu Bett!“

Sie arbeitete im Krieg als Lazarettschwester. Bei Kriegsende wurden sie ausgelagert, kamen zurück. Dann die Flucht über Fischhausen, Pillau. Die Gustloff war schon versenkt, man sah das Wrack, Eisschollen, sie kamen bis Gdingen. Dort wurden nur jüngere Menschen weitergelassen. Es war ein Elend unter den älteren Menschen. Dort bekamen sie in einem Lazarett Ausweise, dass sie Lazarett-schwestern seien, die Ausgebombte und Mütter mit kleinen Kindern begleiten. So kamen sie auf ein Schiff.

Auf dem OP-Tisch lag gerade eine Frau zur Entbindung. Schwester Anna war es sehr schlecht. Ein Arzt wollte, dass sie zum Essen ging. Aber sie konnte nicht. Er gab ihr aus dem „Giftschrank“ etwas Koffeinhaltiges, da wurde es besser.

Dann in Westdeutschland kamen sie nach Stade und lernte dort Schwester Camilla kennen.

### **Fräulein Gertrud (Gertrud Fitzner 2. 5. 1917 – 13. 2. 2002)**

Gertrud hatte elf Geschwister, davon sind drei Brüder im Krieg gefallen. Ihre älteste Schwester ist neunzigjährig am Gründonnerstag verstorben. Die älteren Geschwister waren schon aus dem Haus, als die jüngeren kamen. Die älteste Schwester war 17 Jahre älter als Gertrud.

Sie hatte von Kindheit an eine Gehbehinderung und ging mit Stock vom Holzhaufen, der ihre Hände wund rieb. Als es deutsche Schulen nur in den größeren Dörfern mit Deutschen gab, hatte sie der polnische Lehrer in seinem Haus zusammen mit seiner Tochter in seinem Haus unterrichtet, später besuchte sie die polnische Schule.

### **Schwester Paula (Paula Schmechel 7. 3. 1907 – 18. 10. 1988)**

hatte eine Schwester, die mit einem Bruder von Schwester Clara verheiratet war. Der verstarb eines Nachts sehr plötzlich. Schwester Paula war vor dem Zweiten Weltkrieg nach Wolfshagen gekommen. Sie hatte eine wunderschöne Aussteuer mit großem Monogramm in Kreuzstich, dieses stammte aus Dolken bei Kulm. Der Vater hatte eine Landwirtschaft, die er aufgab, und dann arbeitete er auch in Wolfshagen mit.

Schwester Paula war von der ersten Station der Flucht nachts trotz Sorge um die Pferde nach Wolfshagen zurückgekehrt und hat die restlichen dort noch verbliebenen Menschen geholt.

In Göttingen-Weende betreute Schwester Paula die Blumenbeete um das Krankenhaus. Ihre besondere Liebe war aber der Gemüsegarten im hinteren Gelände, wo früher die Pferdeställe gestanden haben (als die Gebäude noch vom Militär genutzt wurden). Schwester Paula erzählte, dass sie immer durch das Krankenhaus wandere und in den Besenkammern die abgebrochenen Besenstiele einsammelte. Diese konnte sie gut zur Stützung ihrer Tomaten gebrauchen. Als Schwester Paula einmal

als Patientin auf einer chirurgischen Station lag, besuchte ich sie vor ihrer Operation. Sie flüsterte mir zu: „Wenn die Doktoren mich operieren, dann würde ich ja am liebsten gleich auf dem Operationstisch verbleiben... das wäre doch ein schöner schneller Tod.“ Ich beruhigte sie: „Liebe Schwester Paula, das wäre aber kein gutes Aushängeschild für die Ärzte, wenn Sie bei der Operation sterben würden.“ Schwester Paula schmunzelte: „Naja, da haben Sie dann ja auch recht!“

Oft kam sie morgens kurz vor acht, kratzte an meiner Bürotür und öffnete gleich und hielt mir einen kleinen Blumenstrauß entgegen: „Da, ‘n Streißchen für Se!“  
Ich war gebeten worden, nach ihrem Tode ein paar Jahre später die Trauerfeier für sie zu halten. Zum Schluss sangen wir den Liedvers. „Freude die Fülle und selige Stille wird mich erwarten im himmlischen Garten; dahin sind meine Gedanken gerichtet.“

### **Schwester Steffi Sauer**

wurde als Jüngste von fünf Kindern, vier Schwestern und ein Bruder, in Sutschowa (mütterlicherseits seit 1772, väterlicherseits aus Schleswig-Holstein) in der Bukowina geboren. Die Bukowina gehörte seit etwa 1770 zu Österreich. Es gab viele deutsche Schulen und Gemeinden dort, im Norden, in Tschernowitz, sogar eine Universität und deutsche Gemeinden.

Sie besuchte das Lyceum, sollte Lehrerin werden, sie hatte fünf lyzeale Klassen besucht, nur noch ein Jahr bis zum Abschluss. In einem anderen Ort lebte ihre Schwester, diese lud sie ein zum Einweihungsgottesdienst der neugebauten evangelischen Kirche. Der Pfarrer Breitauer (Weidauer?), der in Stanislau als Kandidat bei Pfr. Zöckler sen. gewesen war, hatte diese Gemeinde übernommen. Am Nachmittag des Einweihungstages lud er Frauen und junge Mädchen aus der Gemeinde ein und erzählte von Stanislau, auch von dem Diakonissenhaus Sarepta. Schwester Steffi hatte sich schon immer gewünscht, etwas über Diakonissen zu erfahren. Sie wusste, Diakonissen hatten die Verwundeten gepflegt. Sie hatte ein Buch über Kaiserswerther Schwestern gelesen, die Diakonissen hatten 1870 Verwundete betreut.

Steffi sorgte sich um ihren Bruder, der als Offizier ausgebildet war. Es gab viel Unruhe in der Donaumonarchie. So reifte in ihr der Wunsch, sich als Diakonisse ausbilden zu lassen, um im Kriegsfall dann ihren Bruder, der bestimmt wieder eingezogen werden würde, zu pflegen. Sie sagte das Pfr. Weidauer. Er legte seine Hand auf ihre Schulter und sagte ihr: „Da haben Sie ein gutes Vorhaben.“ Nun musste sie ihre Eltern fragen. Diese willigten ein, schlugen ihr aber vor, dass sie sich alles erst einmal ansehen sollte. Eigentlich hatten sie gehofft, sie würde Lehrerin werden.

Nun fuhr sie los mit einem kleinen und einem riesengroßen Koffer. In Tschernowitz lebte ein Onkel, der an der Bahn beschäftigt war. Dort konnte sie über Nacht bleiben. Nach Stanislau hatte sie eine Depesche (Telegramm) aufgegeben mit der Ankunftszeit. Aber der Onkel suchte einen früheren Zug heraus, der günstiger war. Als der Zug über den Bug fuhr, kamen polnische Beamte: „Bilet poproszę!“ Sie sagte, da wurde ihr klar, dass sie im Ausland war. Den schweren Koffer hatte sie aufgegeben. Nach vier Stunden Bahnfahrt kam sie in Stanislau an. Sie ging zu den Droschken, die vor dem großen Bahnhof waren - Stanislau war ein großer Umsteigebahnhof - und bat zwei Männer, den Koffer zu tragen. In der Droschke nannte sie ihr Ziel: „Sarepta!“ Die Männer wussten Bescheid. Als sie vor dem Haus stand, hatte sie noch keine Diakonisse gesehen, erst, als nach dem Klingeln eine öffnete.

Mit ihren Stenographie-Kenntnissen konnte sie der Oberin zur Hand gehen. Sie musste den Schwesternschülerinnen deutsch Lesen und Schreiben beibringen, Aufsätze und Briefe schreiben. Es wurde eines Tages ein Baby abgegeben und dazu kamen andere. Schwester Steffi bat die Oberin, eine richtige Säuglingsausbildung zu bekommen.

1913 war Sarepta gegründet worden. Im Juni 1913 fiel die Entscheidung zur Gründung. Schwester

Steffi kam im Oktober 1913 und war eine der ersten Schwestern. Nach vier Wochen bekam sie die Tracht. Zunächst musste sie zwölf Mädchen, Schulkinder, im Internat betreuen. Sie schliefen alle zusammen in einem Saal. Hinter einem weißen Vorhang schlief Schwester Steffi. Ihr gefiel es nicht, in welcher Weise die Mädchen ihr Essen vorgesetzt bekamen: verbeulte Blechteller und Löffel auf einem großen hölzernen Tisch. Sie besorgte sich weiße Bettlaken sowie Porzellangeschirr und Besteck. Die Mädchen waren erst erstaunt über diese Veränderungen, fühlten sich aber mit der Zeit sehr wohl mit diesen neuen Tischsitten.

1914 wurde das Mutterhaus als Lazarett eingerichtet. Vor der näherkommenden Front wurden sie mit den Verwundeten verlegt. Sie fuhren in einem Waggon zur Festung Pschermischel (? Ungarn?) Schwester Steffi war 19 Jahre alt. Dort blieb sie bis nach Weihnachten. Eine andere junge Schwester und sie erkrankten an einer Halsentzündung und wurden in das Mutterhaus nach Wien geschickt. Dort arbeitete sie seit 2. 1. 1915 in der Technischen Hochschule, die zum Lazarett umfunktioniert worden war, zusammen mit acht Schwestern. Morgens fing die Arbeit 5:30 Uhr an. Keine Pause bis abends. Einmal in der Woche hatte sie frei bis 17 Uhr. Sie hatte eine Station mit 32 Betten, dabei war sie erst 19 Jahre alt.

Einmal wurde Besuch angekündigt. Es war Prinz Franz Salvator, der Schwiegersohn von Kaiser Franz Joseph, mit Frau. Er bekam alle Schwestern vorgestellt, auch Schwester Steffi. Er hörte, sie habe vorher auf der Festung Pschermischel Verwundete gepflegt. Er stellte ihr Fragen, auch nach Herkunftsort und Eltern. Nachher fragten die anderen Schwestern. „Was hast du denn mit ihm so lange geredet?“ „Nun, er hat gefragt und ich habe geantwortet.“ Zum Abschied hatte er ihr gesagt: „Sie hören noch von mir.“ Ein anderes Mal berichtete sie mir, dass dann eines Tages ein „rekommandierter Brief“ (per Einschreiben), ein „Dekret“ mit einem Orden als Auszeichnung der Pflege für die Verwundeten ankam. Dieser Orden bedeutete ihr sehr viel. Ich erinnere mich, dass Schwester Steffi berichtet habe, 1 1/2 Jahre durfte sie nach Zürich, um dort Kinderpflege zu lernen bei Prof. Feiler.

Die Arbeit in dem Diakonissenhaus in Stanislaw konnte nach dem 1. Weltkrieg fortgesetzt werden. Darüber gibt es im Archiv genaue Berichte. Soweit ich mich erinnere, ist sie nicht mit den anderen Schwestern in das Mutterhaus Ariel umgesiedelt worden, sondern ist über Breslau dann weiter in den Westen gekommen. Schwester Steffi hatte als Diakonisse im Ruhestand gerne Besuch und berichtete ausführlich aus ihrem Leben. Sie wurde über 100 Jahre alt und starb im Alter von 102 Jahren. Sie ist wahrscheinlich nicht auf dem Friedhof Göttingen-Weende beerdigt worden, sondern in der Nähe von ihrer Familie.

### Zu Stanislaw

Das Haus Sarepta war gebaut worden von Herrn v. Kaufmann, der Öl („Naphta“) gefunden hatte. Es fehlte, obwohl die Anstalt etwa 17 Häuser hatte, ein Haus für kranke Kinder. Diese wurden im Haus Sarepta mitbetreut. Herr v. Kaufmann, 70-jährig, ließ nach ihr schicken, wenn er krank war. Er liebte die vom Arzt verordneten Brustwickel wenig. Schwester Steffi musste oft Herrn v. Kaufmann Medikamente und Spritzen geben. Die Familie von Kaufmann hatte ein Landhaus in den Bergen, sehr malerisch an einem Fluss gelegen. Schwester Steffi beschrieb es: Dort gab es eine hölzerne Veranda mit viel Schnitzwerk, wo aber immer eine frische Brise hindurch wehte, der aber auch ein Sichtschutz bot Schutz vor neugierigen Blicken bot. Gerne verbrachten die Schwestern dort in der Einsamkeit erholsame Urlaubstage.

Die Lehrerin kam aus Frankfurt/Main. Dort war sie Lehrerin gewesen und sechs oder sieben Jahre als Erzieherin der Kinder vob Theobald von Bethmann-Hollweg. Pfr. Theodor Zöckler sen. hatte einen Schwager in Frankfurt/Main, Pfr. Saul. Als Pfr. Saul verstorben war, heiratete Pfr. Lempp die Witwe. Er suchte nach einer Oberin. Sie hatte dort einen Jungmädchenkreis geleitet und einen Frauenkreis.

## zu Wien

1914 brach der Krieg aus. Schwester Steffi erzählt, wie sie in Stanislau und später in Wien Verwundete gepflegt hat. An einem freien Tag wollte sie sich Wien anschauen. Als sie zurückkam, wurde sie gefragt: „Wo warst du?“ Sie berichtete: „Ich habe das Denkmal der Kaiserin Theresia angesehen!“ „Aber Kind, so weit bist du gegangen!“ „Ja, ich habe mich immer umgesehen nach dem Kirchturm der Karlskirche. Und auf dem Rückweg habe ich mich auch an dieser Kirche orientiert!“ Sie wäre oft in der Nähe der Burg gewesen, weil sie so gerne den Kaiser sehen wollte. In der Mittagspause ging sie dann in die Stadt und orientierte sich dann mit ihrem Stadtplan. Wenn sie Nachtwache hatte, studierte sie ihren Plan. Aber das Heimweh überkam sie oft, dann ging sie in der Mittagspause in die Karlskirche und betete und weinte dort viel. Ein Jahr war sie in Wien. Dann war Stanislau wieder frei.

Im Oktober 1915 wurde sie in die Schule von Brigidau versetzt und musste in dieser Kolonie von ca. 1000 deutschen Siedlern unterrichten. Der Unterricht war über ein Jahr lang ausgefallen. Vormittags hatte sie eine Klasse von 45 Schülern, nachmittags von 40, die Kleineren. Abends wurden Socken gestrickt für die Soldaten und Schwester Steffi machte Krankenbesuche. Nach einem Jahr kamen auch wieder Lehrer an die Schule. Drei Jahre war sie in Brigidau, dann wieder in Stanislau.

Acht Jahre arbeitete sie in der Säuglingspflege in Stanislau. Sie fingen an mit zwei Babys, später waren es zehn. Weil sie schon damals viel von gesundem Essen hielt, bekamen sogar die Babys einen Hauch Knoblauch in den Spinat.

Solotwina war die nächste Station. Dort leitete sie das Kinderheim dreizehn Jahre lang. Ihr rumänischer Pass musste immer verlängert werden. Er wurde 1939 nicht mehr verlängert. Sie musste heim nach Tschernowitz, wo sie schon früher ein Angebot hatte, ein Kinderheim zu leiten. (Waisenhaus) 1940 erfolgte die „Aussiedlung“ „Heim ins Reich“. Schwester Steffi kam nach Schlesien und arbeitete zwei Jahre mit Nonnen und anderen Schwestern im Lazarett Diesdorf. Sie erhielt auch noch eine zweite Auszeichnung, die sie aber nicht näher beschrieb.

Weitere Stationen auf ihrem Lebensweg: Mutterhaus Leipzig - Stade – Göttingen-Weende - Levershausen.

### **Schwester Hermine (Hermine Koller 20. 11. 1902-13. 12. 1999)**

stammt aus Jakubene (?) in der Bukowina. Es gab ein Förster-Ehepaar, das Eheschwierigkeiten hatte. Der Mann hatte böswillige Anschuldigungen, die Ehe ging auseinander. Die Frau wandte sich an Zöcklers und wurde in Stanislau mit ihren Kindern aufgenommen. Sie schrieb sehr bewegt und erfüllt von ihrer Arbeit in Stanislau nach Hause. Es wurden einige Mädchen sehr angesprochen davon, auch von der Tracht und dem schönen langen Schleier. Schwester Hermine fuhr nach Stanislau. Weil der Krieg ausbrach, konnte sie nicht mehr zurück. Sie war 16 Jahre alt. Sie kam in die Schwestern-Vorschule, mit 18 Jahren gehörte sie richtig dazu. Dort kam sie zu der Familie von Klitzing und wurde auch auf die Bibelschule bei Posen geschickt.

Als die Stanislauser Anstalten umgesiedelt wurden, kam sie in das Mutterhaus Bethanien nach Breslau zu der Oberin Elisabeth von Heydebrandt. Dort arbeitete sie im OP. Dann kam sie auf die (NSV)-Sozialstation in Jägerndorf. Dort hatte es Auseinandersetzungen gegeben zwischen dem Pastor und dem NSDAP-Organisten, der in brauner Uniform in die Kirche kam. Der Pastor bat ihn, nicht in Uniform zu kommen. Das gab eine Auseinandersetzung. Der Parteimann ging umher und sammelte Unterschriften. Die Vorgängerin als Gemeindegewesener hatte keine Unterschrift gegeben.

Sie musste weg. Die Oberin v. Heydebrandt sprach Schwester Hermine an. Sie wurde von dem zwei Kilometer entfernten Bahnhof abgeholt. Sie hatte eine kleine Wohnung. Holz bekam sie für den Ofen vom Stellmacher. Es war der Großvater. Der Sohn war im Krieg. Die kleinen Söhne brachten immer das Holz, und auf Bitte von Schwester Hermine stapelten sie es im Schuppen auf.

Unter ihrer Wohnung war das Lebensmittelgeschäft. Sie hatte von der Vorgängerin neben einem Schrank voller Medikamente auch einen Schrank mit eingeweckten Lebensmitteln bekommen: Obst, Gemüse, Fleisch. Sie hatte gerade die gekauften zwei Eier und das bisschen Brot auf den Tisch gelegt, als die beiden Buben hereinkamen. „Das ist alles, was du zu essen hast?“ fragten sie. Sie bejahte. Die Buben: „Bei uns auf der Bühne (?) im Hühnerstall haben die Hühner so viele Eier gelegt. Wir holen dir welche!“ Und sie gingen nach Hause, holten Großvaters Hut und stiegen in den Hühnerstall. Mit dem gefüllten Hut kamen sie wieder. Abends ging Schwester Hermine zu der Mutter der Kinder. Der Großvater hatte wohl gesehen, dass die Kinder mit dem vollen Hut fortgegangen waren und nachher mit dem leeren Hut zurückgekehrt waren. Aber wo sie wohl die Eier gelassen hatten? Schwester Hermine wollte aber die Eier bezahlen und tat reichlich Geld in die Spardose. Abends kamen die Jugoslawen nach der Feldarbeit, die sie versorgte.

Die Frau des NS-Gastwirts hatte oft Gallenkoliken. Dann kam der Gastwirt des Nachts und rief Schwester Hermine: „Meine Frau jammert wieder!“ Dann stand Schwester Hermine auf und gab ihr eine Spritze. Der Apotheker hatte ihr auf Veranlassung des Arztes die Medikamente ausgehändigt. Als die Abstände zwischen den Schmerzzuständen immer kürzer wurden, riet Schwester Hermine zur Operation. In Breslau in einem sehr guten katholischen Krankenhaus fand die OP statt. Über hundert kleine Steine wurden entfernt. Ihre Erholung ging schnell.

Dann vor Kriegsende gingen sie auf die Flucht und treckten in die Tschechoslowakei. Schwester Hermine arbeitete mit zwei „braunen“ Schwestern dort auch in einem Krankenhaus. Die beiden anderen scheuten sich, Nachtwachen zu machen. Schwester Hermine erreichte, dass das Haus nachts abgeschlossen wurde. Eines Nachts kamen Tschechen und verhafteten den Arzt und die beiden anderen Schwestern. Am nächsten Tag kamen deutsche Truppen, die Inhaftierten wurden wieder frei. Aber die Schlesier brachen wieder auf. Doch sie kamen nicht weiter, sie mussten umkehren. Man riet ihnen, auf Nebenstraßen wieder nach Schlesien nach Jägerndorf zurückzukehren. Dort war ein Gutsbesitzer zurückgekehrt, er war Offizier gewesen. In diesen Häusern war Schwester Hermine manchmal zum Essen eingeladen gewesen und hatte auch einmal ein Pferd, das Lungenentzündung gehabt hatte, durch eine Injektion geheilt. Der Besitzer des Pferdes hatte den Kopf gehalten, das Pferd habe ganz still gelegen. Als das Pferd gesund geworden war, wäre der Besitzer ihr um den Hals gefallen vor Freude.

Aber wie sahen das Dorf und die Häuser aus! Alleine ihre Wohnung sah trostlos aus. Die Matratze war aufgeschlitzt, einen Sessel entdeckte sie beim russischen Kommandanten. Der ehemalige Gutsbesitzer - es wurde eine Kolchose eingerichtet, das Vieh wurde immer bewacht - wurde vom Kommandanten als Übersetzer und als Schreibkraft angestellt. Wenn es etwas bekanntzumachen gab, wurden die Dorfbewohner zusammengerufen und der Gutsbesitzer musste übersetzen.

Als die Frau des Kommandanten krank wurde, musste Schwester Hermine kommen. Sie merkte, dass hier ein Arzt konsultiert werden musste. Sie erzählte dem Kommandanten, in Breslau sei ein Arzt, der ein Notkrankenhaus unterhielt. Als Bezahlung sollte er aber einen Sack Kartoffeln und Fleisch mitnehmen. So kam eine richtige Lebensmittelfuhre zusammen, die Krönung war ein großer Schmalztopf. Die Frau des Kommandanten erhielt auch Medikamente, die Mutterhaus-Apotheke verwaltete eine Frau.

In dieser Notzeit hat Schwester Hermine viel spontane Hilfe erfahren. Dann erfuhren sie vom ersten Aussiedlertransport, und viele Dorfbewohner fuhren mit. Schwester Hermine ging nachts los, um zwei Uhr, auf zum Teil unbekanntem Feldwegen. Sie sagte, „ich habe mich nicht gefürchtet“. Auch

an einer Kaserne musste sie vorbei. In Breslau ging sie noch zu dem alten Arzt. Er wollte aber nicht fort. Auf dem Bahnsteig traf sie den Kommandanten. Er lobte sie, dass sie auch nach den Abreisen den schauen wollte. Sie blieb still. „Als der Zug abfuhr, saß ich drin!“ Über Marienborn fuhr der Zug. Eine Woche Durchgangslager, dann nach Oldenburg. Dort hat sie noch eineinhalb Jahre gearbeitet und kam dann nach Stade und hat in der TBC-Pflege mitgearbeitet.

Immer wieder kam sie auf die schrecklichen Bilder zu sprechen, die sie auf der Flucht gesehen hatte. Ertrunkene Soldaten, einer lag mit offenem Schädel auf der Straße. Eine Tschechin hatte ein Tuch über den Kopf gebreitet und kniete daneben und betete. An der Oder sah sie zwei deutsche Offiziere, die plötzlich vor ihr standen. Es bewegt sie noch jetzt, dass sie sie nicht gefragt hat, ob sie hungrig seien. Oft beim Mittagessen, wenn sie am gedeckten Tisch sitzt, kommen diese Schreckensbilder zurück, auch die Fragen, ob sie damals noch etwas hätte tun können.

In Stanislau war sie als junge Schwester bei Schwester Steffi und sollte bei den Kindern Nachtwache halten. Schwester Steffi zeigte ihr ein Ruhebett hinter einem Vorhang, falls sie nachts sich hinlegen wollte. Sie tat es, aber schlief fest ein. Inzwischen war der Morgendienst fällig, die Kinder wickeln und füttern. Schwester Steffi ließ sie schlafen. Als sie aufwachte, erwartete sie ein Strafgericht. Aber nichts kam. Als sie wieder mit Nachtwache an der Reihe war, wurde ihr wieder das Ruhebett gezeigt. Aber diesmal hatte sie ihr Strickzeug mit, das sollte ihr nicht wieder passieren.

### **Schwester Dorothea (Dorothea Trute 25. 5. 1912 – 12. 11. 2007)**

(Schwester Dorothea hat einen ganz ausführlichen Bericht mit den Kindern des Kinderheims nach Westdeutschland geschrieben).

Wolfshagen, unter Schwester Klara als Probemeisterin. Als die Front näher rückte, kam ein Vater, der sein Kind abholen wollte an einem Sonntagnachmittag. Aber der Gauleiter gestattete es nicht. Abends kam dann der Befehl zur Räumung. Sie fuhren mit Leiterwagen. Unten Teppiche, Betten, die Kinder z. T. in Gipsbetten. Sie lagen in qualvoller Enge, konnten nicht „aufs Töpfchen“. Am Abend des nächsten Tages kamen sie in einen Ort, wo sie in einem leeren Kindergarten unterkamen und die Kinder säubern konnten. Schwester Dorothea sprach Schwester Paula an, ob sie nicht doch zurückfahren könne, um die noch in Wolfshagen Verbliebenen zu holen. Schwester Paula lehnte ab. Die Pferde seien zu erschöpft, sie müssten fressen und ruhen. Aber nachts hörte Schwester Dorothea ein Geräusch. Schwester Paula und Schwester Philippine waren fort, auch die Pferde im benachbarten Gasthof, wo sie untergestellt waren. Schwester Dorothea war dorthin gelaufen, weil sie vermutete, dass Paula doch weggefahren sei, durch Panzersperren, auf Nebenstrecken.

Am nächsten Tag kam wieder einer, der dort das Sagen hatte und bat sie inständig, aufzubrechen. Eine Brücke sollte gesprengt werden. Schwester Dorothea weigerte sich. 20 Kinder, zumeist in Gips, dazu einige alte und Gebrechliche, ganz alleine. Schließlich, als sie gerade nach dem Abendgebet das „Amen“ gesprochen hatte, kamen Paula und Philippine und die anderen aus Wolfshagen. Sie wurden dann in einen Zug gebracht, fuhren nach Dirschau und kurvten etwa vier Wochen in Pommern herum.

Es geschahen immer wieder Speisungswunder. Einmal bekamen sie einen Sack Kartoffeln. Während eines Aufenthaltes klopfen sie an ein Haus und baten, dass man ihnen die Kartoffeln kochen möchte. Immer war natürlich die bange Frage, ob der Zug vorher abfahren würde. Aber in einem Tischtuch konnten sie die Kartoffeln in den Waggon bringen. Dort gab es einen kleinen Kanofen, darauf machten sie sich in einem winzigen Kochtopf mit dem kostbaren Schmalz Bratkartoffeln. Wenn sie alle durch waren, hatten die ersten schon wieder Hunger. Und dann bekamen sie Durchfall...

### **Schwester Hildegard (Hildegard Seidel 29. 12. 1907 – 14. 11. 1991)**

Mit zwei Jahren kam sie – eines von sechs Kindern, zwei Brüder und drei Schwestern - nach Wolfshagen. Ihre Eltern hatten einen Hof. Frau v. der Goltz hält sie auf einem Foto in den Armen. In den Ferien war sie zu Hause. In Wolfshagen war sie viel zusammen mit Schwester [...] Krüger, die auch sehr gefördert wurde wie Schwester Hildegard. In Bielitz kam sie auf ein Lehrerinnenseminar. Später hat sie das Abitur nachgemacht, sie sollte Medizin studieren. Aber das war schwierig in Polen, und für ein Studium in Deutschland fehlte das Geld. Die Oberin hoffte, dass sie dann als Ärztin im Hause arbeiten könnte.

Soweit ich mich erinnere, hat sie später als Lehrerin gearbeitet. Wie ich von anderen Diakonissen erfuhr, hat sie eine Zeit lang den Kontakt zum Diakonissenhaus Ariel in Wolfshagen abgebrochen. Dies geschah wohl unter dem Druck einer Nazi-geleiteten Behörde.

Als Schwester Hildegard die Nachfolge von Schwester Leni Zöckler als Oberin des Diakonissenhauses Ariel und Zöcklersche Anstalten in Göttingen-Weende übernommen hatte, vermissten die Mitschwestern, dass bei keiner Schwester ein Diakonissenjubiläum gefeiert wurde (wie in anderen Diakonissenhäusern). Das hatte wohl diesen Grund, dass bei Schwester Hildegard diese Lücke im Lebenslauf stand.

Mit großer Freude und einer beachtlichen Musikalität spielte sie in den Gottesdiensten des Diakonissenhauses die Orgel. In ihrer freundlichen, aber durchaus auch bestimmenden Art leitete sie die Gemeinschaft, bis sie aus Altersgründen die Leitung an die Sozialarbeiterin des Krankenhauses Gotelind Kuhlmann übergab. Diese hatte die sehr schmerzliche und sehr bewegende Aufgabe, aufgrund der sich immer weiter verringernden Zahl der Diakonissen die Auflösung des Diakonissenmutterhauses vorzubereiten.

### **Schwester Klara (Klara Erdmann 9. 1. 1896 – 1. 11. 1988)**

geb. 1896 im Kreis Thorn. In der Gemeinde fühlte sie in einer Predigt von Pfarrer Staffehl, der von Wolfshagen erzählte, Gottes Ruf an sich und trat zu Beginn des Jahres 1919 am 4. Januar in Wolfshagen ein. Sie arbeitete dort in der Schwesternschaft als Probemeisterin und führte wohl auch ein strenges Regiment. Wir, die wir eigentlich nur eine arbeitsteilige Form der Mitarbeit in größeren Betrieben kennen, können es uns nur schwer vorstellen, dass Schwester Klaras Aufgaben in Wolfshagen sehr vielfältig waren. Sie leitete die Landwirtschaft, sie war verantwortlich für den Hausgarten, für die Wäscherei und Plättereier, für den Windmotor und Heizung und für den Stall und sie teilte die Arbeit ein.

Auf der Karte mit ihrem Einsegnungsspruch „Aber die auf den Herrn harren, gewinnen neue Kraft, sie heben die Schwingen empor wie die Adler, sie laufen und ermatten nicht, sie gehen und ermüden nicht.“ (Jes 40, 31) hat sie die Daten aufgeschrieben und das Wichtigste aus ihrem Leben:

„In Wolfshagen eingetreten am 4. 1. 1919, eingesegnet am 4. 12. 24, auf die Flucht [19]45 mit zwei Leiterwagen – mit 40 Kindern und Schwester Ilse Kleiber, Schwester von Fräulein Ida Kleiber – mit hohem Fieber nach einer Operation nach Babelsberg (bei Berlin) [in das Oberlinhaus] bis März [19]45 in Stade angekommen. Berufsschule (dort zunächst untergekommen). Ein Jahr im Städtischen Krankenhaus im Garten gearbeitet, dann auf Gut Hahle. [Dort hat sie in dem Sand Büsche und Bäume gepflanzt und sogar einen Stall gebaut, der inzwischen wieder abgerissen werden musste, weil es städtisches Siedlungsgebiet ist. An der Hypothek zahlt das DMA noch heute!] Gut Hahle Landwirtschaft: zwei Pferde, drei Kühe, Schweine, Hühner, Schafe. Ein Teich mit Seerosen und Goldfischen und Rosen – Rosen, Goldregen und Flieder, Kirschen und Gemüse.“

Die Umsiedlung nach Göttingen fiel ihr schwer. Sie betreute hier auch den Mutterhausgarten und hegte und pflegte die Blumen. Ihr fiel es schwer, auf der „Feierabendetage“ mit essen zu müssen. Nur schwer gewöhnte sie sich an den Ruhestand. Mit zunehmender Schwäche brachte sie manches durcheinander, lebte in einer eigenen Welt mit Säen, Ernten, Jäten und Sorge um das anvertraute Vieh. Seit zwei Jahren schwer krank wurde sie am 1. 11. von ihrem Leiden erlöst, und ihr sehnlicher Wunsch ging in Erfüllung, den sie sich als Wort für heute gewünscht hat: In deine Hände befehle ich meinen Geist. Du hast mich erlöst, Herr, du treuer Gott. (Ps 31,6).

Als ich sie in den letzten Tagen besucht habe und ihr eine Choralstrophe sagte, kam es wie aus einer verdeckt gewesenen Quelle aus ihr heraus: „Jesus Christus ist mein Herr, er hat mich erlöst, er ist mir zur Rechten und zur Linken, wo ich gehe, stehe, wo ich bin. Er führt mich in meine Heimat.“ Freilich dann glitten ihre Gedanken wieder in jene andere Ebene einer anderen Realität. Noch am Freitag dankte sie für ein Gebet, das ihr wohl vertraut war. Es war bewegend zu sehen, wie diese geistlichen Worte sie erreichten.

Sie ruhte in ihrer liebenswerten stillen Art in sich, von ihrem Lebenslauf habe ich leider nichts erfahren.

### **Schwester Irene (Irene Krupinski 20. 5. 1909 – 31. 3. 1993)**

Sie stammte aus einer Försterei. 1930 kam sie auf Veranlassung von [ ] ins Seminar, lernte [ ], hatte Abitur, Schulabschluss auf Polnisch. Sie kam nach Solotwina, um dort im Kinderheim Schwester Steffi abzulösen, weil sie die polnische Verwaltung jemand wünschte, der Polnisch konnte.

### **Schwester Elisabeth (Elisabeth Hoyer 25. 4. 1927 – 8. 7. 2016)**

Schwester Elisabeth trat nach dem Krieg als diakonische Schwester in das Mutterhaus ein. Über sie liegen sicher andere Berichte vor. So beschränke ich mich darauf von ihren letzten Lebensjahren im ehemaligen Diakonissenmutterhaus zu berichten. Die letzten Jahre waren von Krankheit überschattet. Aber sie trug alles mit einer großen Gelassenheit und war immer sehr dankbar, wenn sie Besuch bekam. Die letzten Wochen wurde sie im Hospiz gepflegt.

Zu ihrer Beerdigung kamen viele aus ihrem großen Freundes- und Bekanntenkreis und auch Mitarbeiter aus dem Krankenhaus!

**Hier die Daten von anderen Diakonissen, die auf dem alten Friedhof Göttingen Weende an der Sankt Petri Kirche beerdigt wurden:**

Grete Unterschmied (15. 2. 1909 - 10. 1. 2004)

Christa Schwedler (30. 9. 1936 - 24. 10. 2013)

Christel Salogge (22. 1. 1917 – 9. 6. 1985)

Kamilla Enders (11. 10. 1904 – 23. 4. 1988)

Lotti Monz (3. 7. 1902 – 10. 5. 1985)

Oberin Leni Zöckler (8. 3. 1900 - 21. 1. 1984)

Charlotte von Unruh (24. 8. 1900 – 27. 10. 1980)

Rosa Mathias (18. 6. 1894 – 14. 5. 1979)

Käthe Walerzef (9. 11. 1901 – 20. 11. 1978)

Lina Holz (1. 7. 1901 – 20. 11. 1978) –Sie arbeitete mit Frl. Gertrud und Frl. Ida zusammen in der Nähstube in Wolfshagen und später in Göttingen-Weende

Ida Kleiber (17. 4. 1907 – 15. 4. 1988)

Johanna Gröschel (3. 6. 1904 – 3. 11. 1989)

Else Günzel (4. 8. 1922 – 20. 10. 1993)

Maria Kisser (24. 7. 1921 – 2. 6. 1988)

Christine Rühenschopf (6. 10. 1870 – 16. 3. 1952)

Else Schumann (6. 4. 1914 – 26. 7. 1965)

Karoline Merck (26. 12. 1899 – 17. 1. 1973)

Charlotte Schwabethal (21. 2. 1883 – 16. 8. 1976)

Annemarie Brown (21. 3. 1887 –10. 1. 1969)

Anna Düsterhöft (7. 2. 1883 – 25. 8. 1968)

Hedwig Mathes (4. 11. 1874 – 9. 7. 1969)

Maria Unterlerchner (15. 12. 1882 – 22. 7. 1969)

Sophie Taki (6. 1. 1896 – 3. 12. 1971)

Elise Zieroth (6. 11. 1897 – 19. 10. 1978)

Mathilde Schmalenberg (6. 6. 1901 – 30. 5. 1978)

Ilse Kleiber (16. 5. 1905 – 28. 11. 1975)

Mir ist bewusst, dass diese Berichte sehr lückenhaft sind. Aber es ist mein Wunsch, davon zu berichten, damit es nicht in Vergessenheit gerät.

Sabine Ruprecht

